

FRIEDENSPREIS 
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

2006
Wolf Lepenies

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



Andrei Pleșu

Laudatio

In den Ländern Mittel- und Osteuropas hat das Wort "Frieden" eine andere Biographie und folglich auch eine andere Bedeutung als in Westeuropa. Als man bei uns vor 1989 von dem "Kampf für Frieden" sprach, wusste jedermann, dass es eigentlich um den Kampf gegen Imperialismus und Kapitalismus, gegen den Gemeinsamen Markt und den Nord-Atlantischen Pakt ging. Im Syntagma "Kampf für Frieden" fiel die Betonung auf das Wort "Kampf". Mit anderen Worten – der Kampf für Frieden war eine Spezies des Krieges, und es wurde oft im Scherz gesagt, wir würden für den Frieden bis zum letzten Mann kämpfen. Tatsache ist, Frieden und Krieg können nur im engen Miteinander existieren. Der Krieg ist zwangsläufig das obsessive Thema jener, die nach Frieden streben, so wie ein stabiler und vertretbarer Frieden das Ziel jedes Kriegers darstellt.

Bei diesem Stand der Dinge fragte ich mich natürlich sofort, als ich hörte, dass Wolf Lepenies mit dem bedeutenden Friedenspreis des Deutschen Buchhandels geehrt werden soll, über den *Frieden welches Krieges* denn die Rede sei. Wolf ist sicherlich viel zu gelehrt und weise, als dass er die Tugenden des Krieges pflegen würde. Andererseits aber erlauben ihm sein Temperament, sein Initiativegeist, seine Interessen und seine Anteilnahme am unmittelbaren Drama der Welt nicht, die leicht verweichlichte Haltung und Gestik eines durchschnittlichen Pazifisten einzunehmen. Wolf ist ein Kämpfer. In seinen Büchern kann man ihn nicht ganz wiederfinden. Man muss ihn in Aktion sehen, angetrieben vom *Furor* der Tat, von der strategischen Inventivität, von der Freude des Gründers. Der heutige Preisträger für Frieden ist ein *Front-Mensch*.

Als solchen habe ich ihn kennengelernt. Als eine strukturierende Energie, als einen Exponenten der *Aktion*. Für Wolf Lepenies ist die Kontemplation ein Präludium und eine Quelle für seinen Unternehmungsgeist. Selbst seine Bücher sind Bemühungen zur Lösung von antagonistischen Spannungen und von scheinbar unlösbaren Konfrontationen. "Über den Krieg der Wissenschaften und der Literatur" lautete der Titel eines Vortrags von 1985, als Echo eines Essays mit dem gleichen Titel von Louis

Vicomte de Bonald. In diesem Krieg hat die Soziologie, laut Wolf Lepenies, die Aufgabe – als "eine dritte Kultur", als ausgleichende Synthese zwischen den Gegensätzen – produktiv und friedensstiftend zu vermitteln.

Wolf Lepenies stellt dem Krieg nicht den einfachen und makellosen Frieden gegenüber, sondern Kommunikation und *Erkenntnis*. Seine Wirksamkeit ist nicht so sehr die Folge eines idealisierenden Engagements zugunsten einer "Feuerpause" – sie ergibt sich aus seiner technischen Kompetenz betreffend den Mechanismus des Krieges und die Motivationen der kriegsführenden Parteien. Der Frieden, den Lepenies möglich macht, ist nicht der Frieden eines engelhaften Redners, sondern der Frieden eines gut informierten und pragmatischen Experten.

In der Bibliothèque Nationale in Paris blieb in einem umfassenderen Codex eine Handschrift erhalten mit dem Titel: "Tractatus de re militari et machinis bellicis". Man geht davon aus, dass der Autor, Paulus Sanctinus Ducensis (wahrscheinlich ein Italiener aus Duccio mit dem bürgerlichen Namen Paolo Santino), das Traktat Anfang des 15. Jahrhunderts für die Heeresführer jener Zeit schrieb. In den ersten Absätzen des Textes finden wir eine Art ideales Porträt des militärischen Befehlshabers: *dux baccalium*. Einige seiner Eigenschaften wären: "von Natur aus weise, voraussehend, stark, kühn (...), loyal, an Kriege gewohnt (...)". Keine einzige dieser Eigenschaften fehlt Wolf Lepenies, und so wird er zum ersten *dux baccalium*, der einen Friedenspreis erhält.

Lucian Blaga, ein rumänischer Philosoph aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, hat einmal eine Theorie der "Quer-Berufungen" angerissen. Die großen Erfolge des Geistes, sagte Blaga, gehören Individuen, die sich auf dem Territorium einer bestimmten Berufung mit den Mitteln einer anderen ausdrücken. Platon zum Beispiel ist ein Bildhauer, der in die Philosophie, und Bach ein Architekt, der in die Musik abweicht. Da haben wir einen noch unerforschten Aspekt der Interdisziplinarität. Man könnte hiermit sagen, dass Wolf Lepenies ein bedeutender Friedensstifter ist, gerade weil er über die Fertigkeiten eines scharfsinnigen

Kämpfers, eines *dux bactaliarum* verfügt. Ihnen mag es seltsam erscheinen, dass die internationalen Stiftungen von Wolf Lepenies, vor allem jene im Osten, aus meiner Sicht gewisse militärische Fertigkeiten vorausgesetzt haben. Lassen Sie mich das erklären: "Der Kampf für Frieden", den die Länder des sozialistischen Lagers priesen, war, wie ich bereits erwähnte, die propagandistische Verpackung eines ideologischen Konflikts. Unter dem demagogischen Deckmantel einer pazifistischen Rhetorik rechneten die kommunistischen Führer mit dem "Feind" ab. Die osteuropäischen Völker aber wussten nur allzu gut Bescheid über den eigentlichen Stand der Dinge. Wir alle blickten mit Sympathie in Richtung Westen, wie zu einem rettenden Ufer der Normalität, des freien Lebens und des Wohlstands. Seinerseits betrachtete uns der Westen mit aufrichtiger Anteilnahme und er war bemüht, uns zu helfen – soweit diplomatische Zwänge und konjunkturell bedingte Strategien ihm dies erlaubten. Der Kalte Krieg war eine Realität auf der Ebene der Staatskanzleien, der Führungs-Eliten, der großen System-Auseinandersetzungen. Der Mensch auf der Straße, die Völker selber empfanden sich nicht im Konfliktzustand. Im Gegenteil. Jenseits aller willkürlichen Grenzen, die der Eiserne Vorhang erzwang, vereinte uns eine warmherzige Solidarität. Nach 1989 jedoch geschah etwas völlig Ungewöhnliches und Unerwartetes. Der Kalte Krieg war vorbei, und mit seinem Ende begann auch die untergründliche Solidarität zwischen Ost und West sowie zwischen den ehemaligen sozialistischen Ländern zu bröckeln. Der Westen wurde zum strengen Prüfer, zu einem mehr oder minder unerreichbaren "Standard", während der Osten sich als launischer und eigensinniger Schüler voller Ressentiments erwies. Und was die ehemaligen kommunistischen Länder betrifft, die fast fünf Jahrzehnte lang durch ein gemeinsames Schicksal verbunden waren, so starteten sie einen verbissenen Wettkampf, wer denn von ihnen als erstes in die "große europäische Familie" aufgenommen wird. Um zusammenzufassen: Vor 1989 sprachen wir über "Krieg", lebten aber in einer Konstellation der brüderlichen Verbundenheit, während wir nach 1989 zwar über "unser gemeinsames Haus" sprechen, aber unter der Spannung eines beschwerlichen Hürdenlaufs und ärgerlicher Diskriminierungen leben. Wie Ihnen nur allzu wohl bekannt ist, waren die Beziehungen zwischen den Deutschen im Osten und jenen im

Westen vor der Wiedervereinigung freundlicher als danach. Damit will ich keineswegs behaupten, dass es früher besser war. Denn die stillschweigende Sympathie zwischen Ost und West war uns keine allzu große Hilfe für ein dezentes Überleben, während die jetzigen Konfrontationen uns stimulieren, herausfordern und wieder Leben einhauchen. Ich stelle nur fest, dass die europäische Integration – ob wir es wollen oder nicht – eine agonale Komponente, eine gewisse Turnier-Mentalität hat. Und dass ihre Vollbringer zwangsläufig strategische Talente, eiserne Entschlusskraft und einen hartnäckigen Kampfgeist haben müssen. Ich würde sogar weitergehen und behaupten, dass der europäische Integrationsprozess eine "pazifistische", administrative und konstruktive Version des Kalten Krieges ist, der damit eine höhere, edlere, Ebene erreicht hat. Und dass nur derjenige sich angemessen in der Dynamik dieses Prozesses verhalten kann, der ein subtiles Verständnis für die Mentalitätskonflikte, für die schwer vereinbaren Unterschiede und für die Front-Situationen aufbringt.

Wolf Lepenies ist perfekt ausgerüstet für diese Rolle. Nur sehr wenige unter den abendländischen Forschern haben solch ein exaktes und nuanciertes Verständnis des Ostens wie er. Er versteht prompt die *lokalen* Umstände, findet den *richtigen* Ton der Intervention und agiert blitzartig. Ich habe mich schon immer gefragt, wie solch ein hochgeistiger Mensch derart effizient sein kann? Wie es denn möglich sei, dass jemand, dessen Projekte manchmal an die Grenze des Unmöglichen reichen, schließlich die Mittel für ihre Verwirklichung findet. Wenn wir uns einen pragmatischen Don Quijote vorstellen könnten, so hätten wir das Porträt von Wolf Lepenies vor Augen. Und mir war es immer eine Ehre, dann und wann an seiner Seite, in Rumänien zum Beispiel, die Rolle eines vermittelnden Sancho Panza einzunehmen ...

Ist die europäische Integration eine Art freundschaftlicher, choreographischer Krieg zwischen Ost und West, so ist der Prozess, der innerhalb der ehemaligen kommunistischen Länder für die Wiedereinsetzung von Demokratie und Marktwirtschaft stattfindet, ein unendlich härterer und schwerer zu verwaltender Krieg. Wir kämpfen gegen unsere eigene Vergangenheit und gegen die Überlebenden der alten Strukturen, gegen unsere fehlende Erfahrung und gegen unseren historischen Ballast, wir kämpfen mit uns selber. In diesem Kontext lebensfähige Institutionen einzurichten, zum

Beispiel Institute für Fortgeschrittene Studien zu gründen, so wie dies in Budapest, in Bukarest, St. Petersburg und jüngst in Sofia geschehen ist – das stellt eine enorme taktische und strategische Leistung dar, bei der Ingeniosität und Geduld aufs Äußerste gefordert waren. Alles, was normalerweise selbstverständlich ist – von den groß angelegten Prozeduren bis hin zu den unbedeutendsten Details –, wird bei uns im Schützengraben, mit aufgestecktem Bajonett, im Sturmangriff erkämpft. Immer wird jemand benötigt, der von diesen "lokalen Eigenarten" nicht entmutigt wird, jemand, der sie in europäische Termini übersetzt und gleichzeitig die europäischen Termini in den Lokal-Dialekt überträgt. 1993 hielt Wolf Lepenies anlässlich der Jahresversammlung des Landeskuratoriums Baden-Württemberg des Stifterverbandes einen Vortrag mit dem Titel: "Die Übersetzbarkeit der Kulturen – Ein europäisches Problem, eine Chance für Europa". Kein Krieg kann ohne Boten und Dolmetscher stattfinden. Wolf hat nach 1989 beide Ämter übernommen. In Erinnerung an die Forschungsarbeit über Engel, die ich im Wissenschaftskolleg zu Berlin als Gast von Wolf unternommen habe, kann ich nicht umhin zu bemerken, dass selbst die Engel – Boten und Dolmetscher zugleich – eine militärische Dimension haben, sofern sie häufig als "himmlische Heerscharen" und als "Heerscharen Gottes" bezeichnet werden. Gemeinsamer Nenner dieser Militär-Engel ohne jede Spur von Engelhaftigkeit und Wolf Lepenies ist die Berufung für die Vermittlung und für die Arbeit *zwischen den Fronten* des wachsam und umsichtigen "Interpreten". Welcher ist letztendlich der Krieg von Wolf Lepenies? Oder aber – so wie wir uns anfangs fragten – der Frieden welches Krieges ist *sein* Frieden, der Frieden, den er sucht? Bedenken wir die Nachdrücklichkeit, mit der er die Idee eines Studienkreises über Modernität und Islam gefördert hat, und betrachten wir die heutige Situation in Nahost, so stellen wir fest, dass der von Wolf angestrebte Frieden jener ist, der die Oppositionen durch Komplementarität ersetzt. Der Frieden, der in der Diversität der Welt ein Argument ihres Reichtums und nicht der Entzweiung sieht. Der wahre Frieden wird dann erzielt, wenn die Differenzen der Versöhnung zustimmen und dabei die ganze Herrlichkeit und Pracht ihrer Unterschiedlichkeit beibehalten. Nicht eine Sprache für alle, sondern ein weltweites Bemühen um die Übersetzbarkeit einer jeden Sprache in alle anderen Sprachen.

Nicht der trübe Dynamismus zentrifugaler Interessen, sondern die statische, ausstrahlende Konvergenz einer gemeinsamen Reflexion und eines gemeinsamen guten Willens: *pax hominibus bonae voluntatis*. Das ist der "große Frieden", über den sowohl die Evangelien, die islamischen Texte und jene des Judentums sprechen. "Al-Sakīna" nennen ihn die Moslems. "Shekinah" nennen ihn die Juden angesichts der "göttlichen Präsenz", die ihn möglich macht. Indem sie solche Symmetrien entdecken, können "Übersetzer" die Welt retten. Der Krieg Wolf Lepenies' ist der friedensstiftende Krieg der Erkenntnis und der Gerechtigkeit. Verstehen und unparteiisch urteilen – das ist sein Lebens- und Forschungsprogramm. In seinem gesamten Werk "Pax et Justitia osculate sunt", wie es im Psalm heißt (85,11). "Gerechtigkeit und Frieden küssen sich."

Im Jahr 2001, es war zu Sommerbeginn, kam das gesamte Team des Wissenschaftskollegs nach Rumänien, um durch einen gemeinschaftlichen Ausflug die Einrichtung des New Europe College in seinem neuen Sitz zu feiern. Es war gleichzeitig der Abschluss des Rektor-Mandats für Wolf Lepenies. Nach der unvermeidlichen Bukarester Episode führen wir alle zusammen an die Donau, auf die Farm eines sehr talentierten, sehr tüchtigen und sehr gastfreundlichen rumänischen Dichters. Es folgte ein typisch balkanisches Festessen mit euphorisierenden Speisen, Getränken und Tänzen. Am Nachmittag, als sich jeder einen schattigen Platz oder ein Stück duftende Wiese für die Siesta ausgesucht hatte, entdeckte ich Wolf – allein, auf einem Stuhl sitzend, das Gesicht der Donau zugewandt. Er blickte in die Ferne, auf das gegenüberliegende Ufer, mit dem prüfenden und einschätzenden, leicht müden Auge eines rastenden Soldaten. Im Westen sah man die jugoslawische Grenze, im Süden die bulgarische. Ich hatte einen General vor mir, der die (vorläufige) Grenze seines Expansionsprojektes erreicht hatte, an einen Wendepunkt seiner Offensive gelangt war. Auf einen langen Marsch folgt die Ruhe. Wolf Lepenies ist durch verwilderte und ungerodete Gebiete vorgedrungen und hat im Hinterland die funktionelle Geometrie eines Neuanfangs hinterlassen. Das ist es, was man einen wahrhaftig erfolgreichen Feldzug nennen kann.

Aus dem Rumänischen von Malte Kessler

Wolf Lepenies

Dankesrede

Danke – sagte Andrei Pleșu, als er 1993 den *New Europe Prize* erhielt, mit dem Zivilcourage und Visionen für die Zukunft ausgezeichnet wurden. Doch ging er auf Distanz zum Namen der Auszeichnung, die ihm verliehen worden war. Zu unserer Verblüffung betonte Pleșu, wie sehr dem Diktator Ceaucescu dieser Name gefallen hätte: Preis des Neuen Europa.

Den Rumänen hatte man befohlen, im Alten das Schlechte und im Neuen das Gute zu sehen. So verbanden sie schließlich alles Neue mit der Diktatur. Dissidenten waren im Namen der "Neuen Politik" inhaftiert, Traditionen mit Hinweis auf die "Neue Kultur" zerstört, Bauerndörfer im Rahmen der "Neuen Siedlungspolitik" abgerissen worden. Pleșu bedankte sich – und nannte einen fiktiven Preis, den er noch lieber erhalten hätte: den Preis des Alten Europa.

Andrei Pleșu gehört zu den "Extrapersonen", mit denen Joachim Nettelbeck und ich – mit dem Wissenschaftskolleg als Basis und in einem Verbund privater Stiftungen und staatlicher Förderer – nach dem Ende des Kommunismus halfen, in Mittel- und Osteuropa Institutionen für die Wissenschaft zu bauen; "freie geistige Tauschplätze" hätte Jacob Burckhardt sie genannt. 1989 begann für uns ein Lernabenteuer. In Bukarest gaben die Gegenwart der Orthodoxie und das Erbe Ostroms dem Nachdenken über die Rolle der Religion in der Moderne eine andere Sicht; in Sankt Petersburg erfuhren wir, dass Griechisch und Latein alles andere als tote Sprachen gewesen waren, sondern dass sie ein lebendiges Medium der Kommunikation gebildet hatten, in dem auch unter einem kommunistischen Regime der freiheitliche europäische Geist überwintern konnte. Auf den ersten Blick altmodisch anmutende Formen der Gelehrsamkeit hatten geistige Energien gespeichert, die halfen, den Wandel zur Freiheit zu beschleunigen.

Wie bedroht diese Freiheit immer noch ist, zeigt die Ermordung von Anna Politkowskaja.

1993 war von der Euphorie des Wunderjahres 1989 wenig mehr zu spüren. Zweifel meldeten sich zurück: Der Triumph des Marktkapitalismus, der liberalen Demokratie und des Rechtsstaats schien nicht länger unausweichlich. Mitten in Europa herrschte wieder Krieg. Auf dem Balkan tobten Konflikte, die sich mit dem Namen "Islam" verbanden. Hoffnung kam aus dem Nahen Osten. In Washington reichten sich die künftigen Friedensnobelpreisträger Jitzhak Rabin, Yasser Arafat und Schimon Peres die Hände. 1993 begann für uns ein neues Forschungsprojekt: *Europa im Nahen Osten*.

Zusammen mit Yehuda Elkana förderten wir in Jerusalem eine Gruppe junger Israelis, Palästinenser und Deutscher. Sie fragten nach Traditionen der europäischen Aufklärung, die in den Ländern des Nahen Ostens lebendig geblieben waren. Es handelte sich um keine Friedensmission; es ging – wie wissenschaftliche Arbeit es fordert – um geregelten Streit. Juden und Araber verließen die rhetorischen Barrikaden, hinter denen sie sich in der Regel verschanzten. Wir hatten geplant, den Mittelpunkt des Projekts von Israel in die Palästinensergebiete, von Jerusalem nach Ramallah zu verlagern. Dazu kam es nicht mehr; der Friedensprozess brach im Herbst 2000 mit der zweiten Intifada ab, das Projekt fand ein Ende.

Vor einer Woche hat eine Sommeruniversität mit Teilnehmern aus Europa, Amerika und den Ländern des Nahen Ostens begonnen – in Beirut, wo der Herbst noch auf sich warten lässt. Junge Wissenschaftler beschäftigen sich – im Vergleich von Orient und Okzident – mit dem irakischen Prosagedicht und der Entwicklung der anglophonen arabischen Literatur, dem Musiktheater im Libanon und der verstörenden Wahlverwandtschaft zwischen arabischen Schriftstellern und einem jüdischen Autor: Franz Kafka. Und natürlich streiten sie nicht nur über Literatur, sondern über Krieg und Frieden.

"Verflechtungen" heißt das Schlüsselwort des Berliner Forschungsverbundes, der, zusammen mit der American University in Beirut, die Sommer-Akademie geplant hat. Der Name des Forschungsverbundes ist unser Programm: *Europa im Nahen Osten – Der Nahe Osten in Europa*. Es gibt keine ferne Fremde mehr. Krieg und Friede im Nahen Osten berühren Europa unmittelbar.

Es ist Halbzeit in Beirut. Das Kulturzentrum, in dem die Sommerakademie heute Abend tagen sollte, ist durch einen Bombenangriff zerstört worden. Die libanesischen Kollegen haben darum gebeten, dass es beim Tagungsort Beirut bleibt. Nicht, so sagten sie, weil dies jetzt wieder möglich ist, sondern weil es später vielleicht nicht mehr möglich sein wird.

Mit der Sommeruniversität im Libanon beginnt ein neuer Abschnitt der Projekte, die vor zwölf Jahren ihren Anfang nahmen: *Moderne und Islam* hieß das Leitthema. Damals begann – nach dem Engagement in Mittel- und Osteuropa – ein neues Lernabenteuer des Wissenschaftskollegs. Verstärkt wurde unsere Überzeugung von der Notwendigkeit der Forschung und vom Nutzen der Wissbegierde.

*

Terror und Gewalt setzten unseren Projekten regelmäßig die Zäsuren: der Mord an Jitzhak Rabin, die neue Intifada, der 11. September 2001, der zweite Irak-Krieg, die Kämpfe im Libanon. Forschung in Zeiten des Krieges – eine Chronik der Vergeblichkeit? Ihn erfasse das Gefühl eines schrecklichen *déjà vu*, schrieb im Sommer ein Orientalwissenschaftler, der lange in Beirut gelebt hatte. Klein und nichtig komme man sich in Kriegszeiten vor. Bleibt der Wissenschaft nur das Schweigen?

1793 fragte der Verleger Carl Spener Immanuel Kant, ob man nicht eine Neuauflage seiner "herzerhebenden" Abhandlung "Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" ins Auge fassen könne. Deren Kerngedanke einer "allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft" habe bei den europäischen Fürsten kein Echo gefunden. In Zeiten wachsender politischer Spannung müsse man dies ändern, forderte Spener: "Ist es nicht Pflicht, durch irgend einen Tropfen Öls die schreckliche *friction* zu vermindern, die Hunderttausende zu zerquetschen droht?"

Kant lehnte ab: "Wenn die Starken in der Welt im Zustande eines Rausches sind" [...], warnte er, "so ist einem Pygmäen, dem seine Haut lieb ist, zu raten, dass er sich ja nicht in ihren Streit mische."¹ Doch drei Jahre später mischte der Philosoph sich ein: Die Schrift "Zum Ewigen Frieden" war auch an die "Starken in der Welt" adressiert. Es handelte sich dabei, wie selbst Kritiker Kants sagten, um "eine ernste, tiefe, überschwenglich große Idee", und "wenn es eine Wissenschaft gäbe, die die Mittel zum ewigen Frieden lehrte, so wäre diese unter allen menschlichen die höchste."²

Kant war kein Träumer. Seine geschichtsphilosophische Hoffnung blieb wirklichkeitsnah; anthropologische Skepsis begleitete sie. Der Mensch ist ein krummes Holz, aus dem nichts ganz Gerades gezimmert werden kann, er ist ein Tier, das einen Herrn nötig hat, "Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht" treiben ihn. Die Errichtung eines "großen Völkerbundes" ist anthropologisch unwahrscheinlich – und dennoch muss die Menschengattung sich von dieser Idee leiten lassen, auch wenn die "eigentliche, empirische Geschichte" weit entfernt davon bleibt.

*

Der Frieden und die Wissenschaft sind keine natürlichen Alliierten. Die Wissenschaft kann der Tropfen Öl sein, der schreckliche "frictionen" mildert; oft aber wirkt sie wie Öl, das man ins Feuer gießt. Die Orientalwissenschaften sind dafür ein Beispiel. Bismarck nannte die orientalische Frage ein Gebiet, auf welchem die Deutschen ihren Freunden nutzen und ihren Gegnern schaden könnten. Nutzen und Schaden sollte das Seminar für Orientalische Sprachen befördern, das auf Initiative des Reichskanzlers 1887 an der Berliner Universität gegründet wurde. Im Dritten Reich wurde das Seminar Teil der Auslandswissenschaften, die sich mit den "Kulturideologien fremder Völker" beschäftigten. Ihren Aufschwung erlebten sie im Zweiten Weltkrieg; angesiedelt im Reichssicherheitshauptamt der SS, war die zentrale Aufgabe der Auslandswissenschaften die "weltanschauliche Gegnerbekämpfung" – "auf rein wissenschaftlicher Basis", wie ein Referent vermerkte. Sein Name war Adolf Eichmann.³

Angesichts der auch in Europa wachsenden Bedrohung durch den islamistisch geprägten Terror wird gefordert, die "Auslandswissen-

schaften" sollten verstärkt "Gegnerforschung" betreiben und im Weltbürgerkrieg der Gegenwart in Stellung gehen. Die Forderung wirkt durch die Verwendung des Vokabulars aus der Nazizeit provokativ – in der Sache ist sie es nicht.

Es wäre selbstmörderisch, auf "Gegnerforschung" zu verzichten. Notwendig ist es, der Militanz wehrhaft zu begegnen – auch mit den Mitteln der Wissenschaft. Es reicht aber nicht mehr aus, sich zum Erkennen von Gegnern und zur Abwehr von Feinden wie in Bismarcks Zeiten in die Mentalität von Fremden zu versetzen. Wenn beispielsweise der britische Innenminister die Terroristen von London "sehr böse Menschen" nennt, dann spricht er nicht nur von Muslimen, sondern zugleich von britischen, in Großbritannien geborenen Staatsbürgern. Um zu verstehen, wie sie zu Terroristen wurden, genügt keine "Auslands"-, dazu bedarf es auch einer "Inlandswissenschaft". Nicht nur die Abwehr des Islamismus, auch die Kritik des Islam ist – wie jede Religionskritik – legitim. Diese Kritik aber kann die Versäumnisse der europäischen Integrationspolitiken nicht kompensieren.

Das heißt: Angesichts der Bedrohung, der wir uns gegenübersehen, muss man den Nutzen einer Disziplin wie der Islamwissenschaft für die "Gegnerforschung" nüchtern einschätzen. Wenn wir glauben, die Ursachen des Terrors einzig in den "Kulturideologien fremder Völker" finden zu können, sind wir längst Kombattanten im "Krieg der Kulturen", den die Fundamentalisten herbeibomben wollen.

Dagegen können wir aber auch nicht das treuherzige Wunschbild eines Dialogs oder einer "Koalition der Kulturen" setzen. Was wir dagegen setzen müssen, ist zunächst die historische Einsicht in die engen Verflechtungen des Westens mit der islamischen Welt.

Die Erinnerung an diese Verflechtungen ist ein *skandalon*, ein Ärgernis für beide Seiten. Wie groß dieses Ärgernis im Westen stets gewesen ist, zeigt ein Schlüsseltext europäischer Aufklärungsskepsis, die Preisschrift Rousseaus aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, in welcher die Frage nach dem Nutzen der Wissenschaften und der Künste für die Gesellschaft negativ beantwortet wird. Rousseau erinnert an die Vorgeschichte der Renaissance, als Europa in Unwissenheit und Barbarei zurückgefallen war: "Es

musste eine Revolution erfolgen, um die Menschen zur gesunden Vernunft zurückzuführen; sie kam endlich, und zwar von einer Seite, woher man es am wenigsten vermutet hätte. Der dumme Muselman, dieser geschworene Feind der Gelehrsamkeit, war es, der sie" – die gesunde Vernunft – "unter uns wieder aufweckte."⁴

Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 macht "den dummen Muselman" zum Mit-Urheber von Renaissance und Aufklärung – ein Skandal, für das europäische Selbstbewusstsein ein Stolperstein. Bis heute. Wollen wir, wenn wir der laizistisch verfassten Türkei die Perspektive einer Mitgliedschaft in der Europäischen Union mit dem Argument vorenthalten, auf unserem Kontinent werde ein muslimisches Land stets ein Fremdkörper bleiben, wissen, wie sehr unser christliches Mittelalter vom Islam geprägt wurde? Darf man daran erinnern, dass Europa das antike Erbe auch durch die Vermittlung der arabisch-islamischen Kultur empfangen hat? Können wir die Aufklärung als westliches Unikat beanspruchen, wenn wir zur Kenntnis nehmen, dass sie ihre jüdisch-arabischen Wurzeln hatte? Gegen die Aufnahme der Türkei in die Europäische Union sprechen schwerwiegende Gründe: die Missachtung der Menschenrechte, der fehlende Minderheitenschutz, das drohende demographische Ungleichgewicht, die Gefahr einer Funktionsunfähigkeit der europäischen Institutionen. Gegen die Aufnahme der Türkei spricht nicht, dass damit das christliche Europa seine Seele verlöre. Europa – darin liegt bis heute seine Stärke – hatte nie eine reine Seele.

Ebenso wenig aber kann der Islam "Reinheit" für sich beanspruchen – wie es die türkischen Gegner eines EU-Beitritts ihres Landes tun, die Europa als "Christenclub" beschimpfen. Der Islam war nicht nur eine religiöse, er war auch eine ästhetische und profane, vor allem aber war er keine monolithische, sondern eine fraktale, eine gebrochene Kultur. Und er war lange Zeit und an vielen Orten mit dem christlichen Westen und der jüdischen Welt eng verbunden. Dies auszusprechen, ist auch ein Skandal, ein Stolperstein für Islamisten – ebenso wie die Erinnerung daran, dass der Koran das Produkt einer mit anderen Religionen und Kulturen geteilten Antike, einer mit dem Westen in politischen Kämpfen und interkonfessioneller

Polemik durchlebten Geschichte ist.

*

Heute gewinnen die Orient- oder Islamwissenschaften eine neue Bedeutung. Es geht dabei weder um Friedens-, noch um Gegnerforschung. Es geht um Forschung – und um Lehren und Lernen. Ist in diesem Zusammenhang vom Elfenbeinturm die Rede, darf dies nicht schrecken. Es gibt Elfenbeintürme, von denen aus man weit sieht.

Als Johann Georg Hamann sich wieder einmal von Kant missverstanden fühlte, mahnte er ihn: "Sie müssen mich fragen und nicht sich, wenn Sie mich verstehen wollen."⁵ Forschung *über* den Islam und das Lernen *mit* Gelehrten aus der muslimischen Welt gehören zusammen. Dies ist eine erkenntnisleitende Maxime – und nicht der Ausdruck einer Wissenschaftspolitik des guten Willens. Naiv wäre der Glaube, es reiche aus, Muslime zu befragen, um den Islam zu verstehen. Erkenntnisleitend in der Forschung über die islamische Welt ist vielmehr eine für die Geisteswissenschaften grundlegende Einsicht: Viele Phänomene können wir nur verstehen, wenn wir uns ihnen aus verschiedenen Perspektiven und mit dem Hintergrund unterschiedlicher Erfahrungen nähern. Die Kreuzung der Wahrnehmungen und Erfahrungen ist dabei von besonderer Bedeutung, weil sich die islamische Welt seit dem Eintritt des Westens in die Moderne nicht selten in selbstquälerischer und zugleich aggressiver Sensibilität als die missverständene, weil unbefragte Kultur darstellt.

Auskunft über diese Kultur zu geben, kann nicht länger ein Privileg der Islamwissenschaft sein. Die Islamwissenschaft ist eine unmögliche, weil überforderte Disziplin. Um dies zu erkennen, genügt die Vorstellung einer Christentumswissenschaft, der man die Biblexegese ebenso zumuten würde wie die Ursachenforschung des Dreißigjährigen Krieges, eine Erklärung für den dramatischen Rückgang der Geburtenraten und die Deutung von *Faust II*. Entextotisierungen sind hier überfällig. Die Geschichte der muslimischen Länder gehört in das Curriculum einer allgemeinen Geschichtswissenschaft, ihre Dichtung ist Teil der Weltliteraturgeschichte.

Wagt man sich nach oben, kann man vom Elfenbeinturm aus weit sehen. Wissenschaftliche Strenge ist die Voraussetzung, damit Weitsicht-

Projekte auch im Raum des Politischen nicht ohne Folgen bleiben.

Als sich in Berlin eine Forschungsgruppe mit dem Namen *Jüdisch-Islamische Hermeneutik* gründete, hatte ich, der Außenstehende, das Bild einer Gelehrtenklausur mit weltfremden Bewohnern vor Augen. Würde, über alte, heilige Texte gebeugt, diesen arabischen, israelischen und iranischen Gelehrten nicht der Blick auf die Gegenwart versperrt bleiben? Das Gegenteil ist der Fall. Diese Buchgelehrten bewegen ein zukunftsweisendes Projekt: die vergleichende Interpretation muslimischer und jüdischer Traditionen. Eine Deutungskonkurrenz wird dabei nicht nur zugelassen, sie ist erwünscht. "Die Religion ist zu wichtig, um sie alleine den Gläubigen zu überlassen", sagte Abdolkarim Soroush – einst ein Führer der iranischen Revolution, heute der charismatische Hoffnungsträger des fragilen theologischen Reformprozesses im Iran.

Die heiligen Texte sind voller Gewalt und Zumutungen; sie rufen Abwehr und Aggressionen hervor. Juden, Muslime und Christen, die sie gemeinsam interpretieren, fühlen sich dabei nicht wie in Abrahams Schoß. Umso aufregender ist es, zu sehen, wie sie – trotz aller Differenzen – der Widerstand gegen die politische Instrumentalisierung ihrer Religionen eint. Das Hieb- und Stichwort "Säkularisierung" führt dabei auf eine falsche Fährte. Es geht um die Trennung von Staat und Religion – um des Glaubens willen. Es geht um die Einsicht, dass eigene Traditionen zum gleichen Kulturraum gehören wie die Traditionen des Nachbarn, in dem seit langem der politische Feind gesehen wird. Eine Freund-Feind-Ideologie, die sich auf religiöse Prinzipien beruft, verliert auf einmal den Boden. Den eigenen Glauben stärkt der Glauben anderer. Dies ist der Kontext, in dem auch Muslime eine historisch-philologische Kritik des Korans nicht nur akzeptieren, sondern für notwendig halten können.

Für den europäischen Beobachter werden Spätfolgen des westlichen Säkularisierungsprozesses sichtbar. Wir verteidigen zu Recht nicht nur die Religionsfreiheit, sondern auch die Freiheit von der Religion. Verbunden mit diesem Zuwachs an Freiheit aber war der Verlust einer religiösen Aufmerksamkeit, ein Verkennen der Bedeutung, welche – ohne notwendige Absage an die Vernunft – der Glauben für andere

behalten hat. Ist diese religiöse Aufmerksamkeit wiedergewonnen, lässt sich die Grundüberzeugung der Trennung von Staat und Religion umso entschiedener vertreten – weil sie nicht länger in Vernunft und Glauben natürliche Gegner sieht. Ratio *et* Fides.

Jüdisch-Islamische Hermeneutik: Beeindruckend an der Kooperation von israelischen und arabischen Gelehrten, von Juden und Muslimen, war ihre Bereitschaft zur Selbstkritik. Eingespielte Voraussetzungen des eigenen Denkens und Handelns zu überprüfen, war kein Zeichen der Schwäche, sondern der inneren Stärke. Dies mitzuerleben, ähnelte dem Schock des ersten unwahrscheinlichen Rechenexempels, bei dem man als Kind lernte, dass Minus mal Minus Plus ergibt. Hier bietet sich der Bundesrepublik eine große wissenschafts-politische Chance. Solange Milieus einer Infragestellung der eigenen kulturellen Selbstverständlichkeiten im Nahen Osten fast undenkbar sind, sollte Deutschland noch stärker als bisher versuchen, zu einem Exterritorium der jüdisch-muslimischen Wissenschaftskooperation zu werden – mitten im "christlichen Europa".

Auf "exterritorialem" Gebiet ließe sich auch das Projekt einer islamischen Moderne befördern. Ein Gelehrtenraum, eine Utopie? Erscheint ihre Verwirklichung nicht unwahrscheinlicher als je zuvor? Gerade deshalb: Es gilt für den Westen, mit aller Kraft die Leitidee eines mit der Moderne kompatiblen Islam zu stärken, die aus der Mitte der muslimischen Welt heraus entwickelt und propagiert wird. Mutige Wissenschaftler spielen dabei seit langem eine führende Rolle. Sie haben Leib und Leben riskiert – und haben entscheidend am Aufbau eines zivilgesellschaftlichen Potenzials mitgewirkt. Es geht um die Stärkung von Gruppen, die zwischen Islam und Moderne keinen Gegensatz sehen und von der Demokratiefähigkeit muslimischer Gesellschaften zutiefst überzeugt sind. Diese zivilgesellschaftlichen Eliten sollten wir im Bemühen, ihrer Herkunftskultur den Weg in die Moderne zu ebnen, mit weit größerer Entschiedenheit unterstützen, als dies in der Vergangenheit der Fall war.

*

Stellen wir uns vor, es habe keine iranische Revolution gegeben und der 11. September sei ein Datum unter vielen, stellen wir uns vor, wir hätten den Namen Al-Qaida noch nie gehört. Die

gelehrten Projekte, von denen hier die Rede war, verlören dadurch nichts an ihrer Bedeutung. Das Mehrwissen ist der Mehrwert der Wissenschaft; das Wissenwollen rechtfertigt sich aus sich selbst. Dennoch gerät das Wissenwollen unter den Druck des Nutzensollens – oder setzt sich selbst unter diesen Druck. Dann kommt es, wie bei Kant, zur Versicherung, der Nutzen der Philosophie sei groß, obzwar entfernt oder, wie bei Heinrich Heine, zur frechen Behauptung gegenüber den "stolzen Männern der Tat", sie seien doch nichts weiter als "unbewusste Handlanger der Gedankenmänner, die oft in demütigster Stille Euch all Eur Tun aufs Bestimmteste vorgezeichnet haben".⁶ Wann dies aber der Fall gewesen ist oder sein kann, ist schwer zu entscheiden – ganz abgesehen davon, dass Gedankenmänner und -frauen "in demütigster Stille" oft Dinge erdacht haben, von denen wir wünschen, Menschen der Tat hätten sie nie zur Grundlage ihrer furchtbaren Handlungen gemacht.

Gegenüber den kurzen Fristen der Legislaturperiodenpolitik bleibt Weitsicht Anspruch und Merkmal der Wissenschaft. Das Vertrauen in die langfristige Wirkung gelehrten Engagements darf aber den Blick auf die aktuellen Defizite unseres Wissenschaftssystems nicht verstellen. Für Länder und Kulturen mit Milliarden-Bevölkerungen sind an den deutschen Universitäten die sogenannten "kleinen Fächer" zuständig. Für die aberwitzigen Kürzungen, die wir unseren Bildungseinrichtungen zumuten, sind sie freilich immer noch groß genug. Gleichzeitig verschwinden Wissensbestände, die einst zum deutschen Bildungskanon gehörten: Während laut über eine christliche Reconquista des von muslimischen Immigranten bedrohten Europa nachgedacht wird, verabschiedet sich aus unseren Hochschulen in aller Stille die Wissenschaft vom Christlichen Orient.

Dies ist auch die Folge einer Entwicklung, in der unsere Universitäten angeblich in die Freiheit entlassen wurden. Tatsächlich wurde ihnen die Verwaltung des Mangels übertragen. Es geht aber nicht nur um finanzielle, es geht um intellektuelle Ansprüche. Änderungen sind in Sicht. Überfällig ist beispielsweise die Reorganisation der sogenannten Regionalwissenschaften, die der Wissenschaftsrat jetzt annahmt. Dass man glaubte, die Philologie reiche aus, um fremde Kulturen zu verstehen, war ebenso kurzsichtig, wie die langjährige

Abneigung von Geschichts- und Sozialwissenschaften, sich mit etwas anderem zu beschäftigen als mit den überernährten Gesellschaften der westlichen Hemisphäre. Lange Zeit wurden die Geisteswissenschaften marginalisiert. Ihre chronische Unterförderung beruhte auch auf ihrer Unterforderung. Beides können wir uns nicht länger leisten.

*

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels zu erhalten, ist für mich eine hohe Ehre. Der Preis gilt zugleich dem Wissenschaftskolleg zu Berlin; geehrt werden seine Mitglieder und Mitarbeiter. Ich freue mich über die Anwesenheit der Vertreter deutscher und europäischer Stiftungen, die unsere Forschungsprojekte unterstützt haben und weiter unterstützen.

Auf dem Feld der Wissenschaft werden die Herausforderungen deutlich, vor denen – angesichts der Kräfteverschiebungen in einer zusammenwachsenden Welt – die westlichen Zivilgesellschaften stehen. Unsere kulturellen Selbstverständlichkeiten müssen neu behauptet werden. An Grundüberzeugungen wie den Menschenrechten und der Meinungsfreiheit brauchen wir dabei nicht zu zweifeln. Und gegen den Fanatismus hilft Festigkeit. Woran es uns mangelt, ist die Wärme, mit denen wir uns zu unseren Werten bekennen. Ansteckend kann die Demokratie nur wirken, wenn sie nicht routiniert betrieben oder anderen mit Gewalt

aufgezwungen, sondern wenn sie von uns mit Enthusiasmus gelebt wird.

Ein Enthusiasmus ohne Überheblichkeit. Wenn es darum geht, die Akzeptanz "westlicher Errungenschaften" in der Welt – nicht nur in der Welt des Islam – zu befördern, dann kommt es darauf an, Überzeugungskraft mit Bescheidenheit zu verbinden. Die Probleme der Moderne sind unübersehbar. Im Übrigen ist sie nicht unser Monopol; wir haben gelernt, dass es eine nicht-westliche Moderne gibt. Auf die Demokratie haben wir kein Patent; sie ist kein Gut, das wir nach Belieben exportieren können. Wenn wir den Universalitätsanspruch unserer Überzeugungen ernstnehmen, werden wir erkennen, dass sich Motive zum Übergang in die Moderne und Voraussetzungen zur Demokratie in allen Kulturen finden. Sie gilt es zu respektieren und zu stärken.

Die Folge ist kein Kulturrelativismus. Enthusiasmus und Respekt vereinen sich in einem unschätzbaren Gut: der Kultur der selbstbewussten Freiheit. In ihr zu leben und wissenschaftlich zu arbeiten, ist ein Vorzug – und eine Verpflichtung.

Fußnoten:

¹ Immanuel Kant, *Kleinere Schriften zur Geschichtsphilosophie, Ethik und Politik*, Hamburg (Meiner), S. XI-XII.

² Friedrich Gentz, "Über den ewigen Frieden"; Kant, *Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf*. Mit Texten zur Rezeption 1796-1800, Leipzig (Reclam) 1984, S. 251, 274.

³ Lutz Hachmeister, *Der Gegnerforscher. Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six*, München (Beck) 1998, S. 177.

⁴ Jean-Jacques Rousseau, "Abhandlung über die Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Läuterung der Sitten beigetragen hat?"; Rousseau, *Schriften*, herausgegeben von Henning Ritter, Erster Band, München (Hanser) 1978, S. 33.

⁵ Johann Georg Hamann an Immanuel Kant, Dezember 1759; *Briefe von und an Kant*, herausgegeben von Ernst Cassirer, Erster Teil: 1749-1789 (Akademie-Ausgabe, Band IX), Berlin (Bruno Cassirer) 1918, S. 29.

⁶ Heinrich Heine, "Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland"; Heine, *Sämtliche Schriften*, Dritter Band, München (Hanser) 1971, S. 593.

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an m.schult@boev.de.